

Altersfreiheit

Ein Gespräch mit der Jazzpianistin Irène Schweizer, die am 2. Juni siebzig wird

Irène Schweizer hat die Geschichte der improvisierten Musik mitgeschrieben – vom Hard Bop bis zur Free Music. Morgen feiert die Pianistin ihren siebzigsten Geburtstag. Ueli Bernays sprach mit ihr über ihr Leben als Jazzmusikerin.

Irène Schweizer, am 11. April haben Sie ein Solokonzert in der Zürcher Tonhalle gegeben. Wie war das für Sie?

Zuvor hatte ich gewisse Bedenken. Ich bin es nicht gewohnt, in einem Ambiente à la Tonhalle zu spielen; sonst spiele ich eher an Festivals oder in Klubs. Das hat mir schon etwas Sorge gemacht. Ich musste mich vorbereiten, ein Repertoire entwickeln, weil ich mich nicht ganz auf die freie Improvisation verlassen wollte. Aber alle Bedenken waren weg, als ich mit Standing Ovations begrüsst wurde. Und das Konzert war ja, was ich nie erwartet hatte, ausverkauft.

Weshalb ist die Tonhalle voll, wenn ein Jazzkonzert stattfindet, während gute Musiker im «Moods» oder in der Roten Fabrik vor halbbleren Rängen spielen?

Ja, das ist sonderbar. Ich habe nach dem Konzert in der Tonhalle viele Mails erhalten. Ein begeisterter Zuhörer meines Alters dankte mir und schrieb, das sei jetzt sein erstes Jazzkonzert gewesen. Er bedauere es, dass er früher nicht schon Klubs wie das legendäre «Africana» besucht habe. So gibt es offenbar viele, die nie ins «Moods» gehen würden und in die Rote Fabrik erst recht nicht.

Wie oft sind Sie selber als Zuhörerin in der Tonhalle?

Jazzkonzerte habe ich da schon einige gehört. Bei klassischen Konzerten bin ich praktisch nie in der Tonhalle; ich gehe aber öfter hin, wenn mehr zeitgenössische Musik gespielt würde.

Sie haben sich früher politisch eingesetzt, um in Zürich Raum zu schaffen für die sogenannte Alternativkultur. Sind Sie zufrieden mit dem Erreichten?

Ja, wir haben doch immer wieder etwas erreicht. Schon in den siebziger Jahren habe ich mit dem verstorbenen Pianisten Remo Raum regelmässig Jazzkonzerte veranstaltet im «Hinteren Sternen». Anfangs achtziger Jahre ging die Rote Fabrik auf, wo wir als Veranstalterkollektiv «Fabrikjazz» gründeten und das Festival «Taktlos» organisierten. Vor bald dreissig Jahren war ich auch bei der Gründung der Werkstatt für improvisierte Musik dabei. Vor einigen Jahren dann wurde ich vom Saxofonisten Omri Ziegele gebeten, mit einigen Musikern wieder etwas für den Jazz auf die Beine zu stellen. So helfe ich nun auch beim Jazzfestival «unerhört» mit.

Bei Ihnen hatte man immer den Eindruck, das musikalische Engagement habe auch eine politische Komponente.

Ja, das war schon so. In Berlin, wo ich in den siebziger Jahren sehr oft gespielt habe, da verstanden wir die improvisierte Musik, die «Free Music», als Revolutionsmusik. Am Total Music Meeting kamen damals Tausende zu den Free-Music-Konzerten; das habe ich seither nie mehr erlebt. Das war für mich damals das Paradies.

Sie gelten als Galionsfigur des Schweizer Free Jazz. In einem Interview haben Sie sich kürzlich aber von dieser Rolle etwas distanziert.

Dieses Klischee stört mich schon ein bisschen. Es ist lustig. Ich habe früher in meinem Trio ja Jazz-Standards gespielt. Das hat immer allen gut gefallen. Dann aber, Mitte der siebziger Jahre, gab ich am Zürcher Jazzfestival ein erstes Free-Music-Konzert mit Musikern der Berliner Szene. In einer Schlagzeile des «Tages-Anzeigers» stand damals: «Früher konnte sie noch spielen, heute ist sie übergeschnappt.» Unterdessen ist es aber umgekehrt. Heute, da ich wieder vermehrt auf mein früheres Repertoire zurückgreife oder Stücke von Mal Waldron, Don Cherry und Monk spiele, will



Die Jazzpianistin Irène Schweizer: «Ich bin sehr selbstkritisch.»

KARIN HOFER / NZZ

das Publikum von mir nur noch Free Music hören.

Wie sind Sie dem Begriff «Free Jazz» erstmals begegnet?

In einem Plattengeschäft an der Rössligasse hörte ich zum ersten Mal das Album «Free Jazz» von Ornette Coleman. Das war gleichzeitig ein Schock und ein Inspirationsschub. Später hat mich dann auch der Pianist Cecil Taylor fast aus den Socken gehauen. In meinem Trio hielt sich der Schlagzeuger Mani Neumeier bei einer Probe plötzlich nicht mehr an den Beat. Da dachte ich: Jetzt muss ich mich auch nicht mehr an die Harmonien halten. Plötzlich haben wir gemerkt: Himmel, wir spielen Free Music! Alle Form hatte sich aufgelöst – von einem Moment zum anderen.

Sie haben später sehr oft im Duo gespielt. Weshalb?

Ich hatte einfach immer eine grosse Affinität zum Schlagzeug. Ich habe selber Schlagzeug gespielt – und spiele manchmal immer noch. So habe ich dann tatsächlich viel Duo-Konzerte mit Schlagzeugern wie Pierre Favre, Louis Moholo, Günter Sommer, Han Bennink, Andrew Cyrille gegeben. Und das Label Intakt hat eine Serie von Duo-Aufnahmen mit Schlagzeugern herausgebracht.

Sie haben Ihr künstlerisches Leben ganz dem Jazz gewidmet. Wie erklären Sie sich Ihre Affinität zu dieser Musik?

Meine Eltern hatten ein Restaurant. Im ersten Stock jammte samstags eine Band von Studenten, sie spielten Cool Jazz. Und so hörte ich mit zwölf Jahren zum ersten Mal diese Musik. Ich war wie elektrisiert. Ich spielte bereits Volksmusik auf der Handorgel. Nun aber wollte ich zum Klavier wechseln.

Was ist eigentlich guter Jazz?

Ich finde, dass das rhythmische Element entscheidend ist, der Swing. Jazz aber scheint heute ein weiterer Begriff zu sein. Sobald jemand improvisiert, läuft das unter Jazz. Das irritiert das Publikum. Auch Free Music gilt als Jazz, dabei spielen diese Musik oft Musiker, die im Konsi das Fach Improvisation belegt haben. Wenn alles als Jazz gilt, wird man der Improvisationstradition des Jazz nicht gerecht.

Im Jazz erwartete man früher, dass Musiker einen persönlichen Stil entwickelten. Würden Sie daran festhalten?

Ja, eigentlich schon. Wenn ich einen Ton höre von Jazz-Pionieren, dann weiss ich, wer spielt – aufgrund des Tons und der Phrasierung. Das ist heute selten. Ich vermute, das liegt an den Jazzschulen,

an der Akademisierung. Nach dem Schulabschluss gelingt es nur wenigen, etwas Eigenes zu entwickeln. Bei vielen denke ich mir: Ach, der hätte jetzt auch Grafiker werden können.

Wie oft sind Sie zufrieden mit ihrer eigenen Musik?

Tatsächlich nicht so oft. Ich bin sehr selbstkritisch. Es gibt Ausnahmen. Manchmal denke ich: O, das war jetzt aber ein super Konzert! Dann wiederum denke ich: Hilfe, was haben wir da gemacht? Aber das Publikum findet es dann meistens doch toll.

Wie wichtig ist für Sie die amerikanische Jazzszene?

Früher war sie wichtig. Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre kamen fast alle Impulse aus der amerikanischen Szene. Ich hatte damals in Schaffhausen ein Quintett: die Modern Jazz Preachers. Da haben wir ganz direkt Art Blakey und Horace Silver kopiert und all ihre Stücke fleissig geübt. Das war für mich damals das Grösste, diese schwarze Musik . . .

Ist Jazz eine schwarze Musik?

Das ist eine heikle Frage. Für mich schon. Als junge Frau habe ich zwar das gar nicht so realisiert. Es gab für mich keine Trennung, ich mochte ja auch einen Bill Evans oder einen Chet Baker. Erst später – auch im Zusammenhang mit der Black-Panther-Bewegung – merkte ich, wie sehr mich gerade der schwarze Jazz ansprach.

Ist Jazz eine Männermusik?

Ja, das ist so. Früher mehr als heute. Aber noch immer. Ich habe allerdings keine Ahnung weshalb. Mich hat der Jazz ja auch gepackt. Vielleicht habe ich ein anderes Gen.

Welche Musik hören Sie sich heute an?

Ich kaufe mir eigentlich keine neuen CD mehr. Ich höre also vor allem ältere Aufnahmen: viel Monk und Coltrane, Miles, Ornette. Ich bin aber bekannt dafür, diejenige Musikerin zu sein, die selber eben noch regelmässig Konzerte besucht. Ich höre lieber Live-Musik – das ist für mich am tollsten.

Wie ist es für Sie, siebzig zu werden?

Es ist so schnell gegangen – erst gerade habe ich den sechzigsten Geburtstag gefeiert. Mit zwanzig Jahren fand ich, Musik, das sei jetzt mein Beruf. Damals aber hätte ich nie und nimmer geglaubt, dass ich auch mit siebzig Jahren noch auftreten würde. Und jetzt spiele ich mit siebzig mehr denn je. Mit siebzig aber muss man nichts mehr, man darf. Das gibt einem ein Gefühl von Freiheit.